



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zigeunersitten. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Zigeunerfitten.

### I.

Im Laufe des verflossenen Sommers sollte, so hatten im Frühjahr die Zeitungen gemeldet, zu Cannstadt in Württemberg eine große beratende Versammlung der Zigeuner unter Vorsitz ihres Königs Joseph Reinhardt stattfinden. Schon einige Monate früher war vom Zusammentritt eines solchen Zigeunerparlamentes die Rede gewesen, und zwar hatte Unter-Türkheim der Ort sein sollen, wo es zu tagen bestimmt wäre. Zum Leidwesen der Cannstadter und Türkheimer Wirthe und zu großem Verdruß einer Anzahl von Correspondenten, Feuilletonisten und Touristen wurde beide Male nichts aus der Sache, und die Zigeuner verschwanden wieder aus den Zeitungen und aus dem Gespräch, bis sie vor einigen Monaten plötzlich als Entführer der kleinen Anna Böckler wieder auftauchten. Das Kind ist bis heute noch nicht wiedergefunden, aber es ist seit seinem Verschwinden so viel Halbwahres und Unwahres durch die Presse gegangen, daß es die Mühe zu lohnen scheint, die Zigeuner einmal nach der Wahrheit zu portraituren. Eine gelehrte Untersuchung über ihre Herkunft und Sprache liegt uns dabei fern, und auch aus ihrer Geschichte — wenn bei einem Volksstamm ohne festen Wohnsitz und ohne schriftliche Ueberlieferung von Geschichte zu reden ist — sollen nur ein paar Farbenstriche zu dem Bilde verwendet werden, welches überdieß in der Hauptsache nur die in Deutschland und dessen Nachbarländern umherziehenden Zigeuner darstellen soll.

Der Abstammung nach sind die Zigeuner wahrscheinlich ein Volk des südöstlichen Asiens, vielleicht Hindus niederer Kaste. Was sie von da nach dem Nordwesten wandern ließ, ist unbekannt, ebenso, wie die Zeit, die sie gebraucht, der Weg, den sie durchmessen, und die Reihe von Schicksalen, die sie erlebt haben, bis sie im Jahre 1417 in starken Zügen in Deutschland erscheinen. Möglich, daß die Sagen, die sie damals mitbrachten, ein paar Körner Wahrheit enthielten, daß eine dunkle Erinnerung an ein oder das andere Factum in dem Liede verkörpert war, nach welchem sie aus ihrer Heimath von „Udewol, der über den Wolken wohnt“, vertrieben und zu ewigem Wandern verurtheilt worden waren, weil sie ihm ungehorsam gewesen; daß

sie einmal aus Aegypten, dann aus Kleinasien ausgewiesen worden, daß sie eine Zeit lang bei den Magyaren als Musikanten und Jongleure gewesen sind. Gewiß ist nur, daß sie 1417 in Schaaren, die viele Hunderte von Köpfen zählten, die Grenze Deutschlands von Südosten her überschritten, in Böhmen und Bayern, in der Schweiz und in Sachsen erschienen und zuletzt bis über die Elbe vordrangen. Einzelne Züge schwärmten durch Frankreich bis nach Spanien aus, andere setzten nach England über. Ihre Führer traten mit fürstlicher Pracht und großen Titeln auf: in Augsburg nannte einer derselben sich „Michael, Herzog von Aegypten“, in Bologna ließ ein anderer sich als „Andreas, Fürst der Aegypter“ begrüßen. Das Volk dieser Potentaten aber geberdete und nährte sich meist in der Weise der Landfahrer: es trieb allerlei Hokuspocus, wahrsagte, zauberte, bettelte und stahl daneben nach Möglichkeit. In Paris traten 1427 Zigeuner sogar als christliche Pilger auf und „thaten Wunder“.

Zuerst kam man ihnen nicht unfreundlich entgegen. Indes machten ihre unklaren Vorstellungen über Mein und Dein sie bald zur Landplage, und so geschah es, daß binnen Kurzem allenthalben Verfolgung und Verbannung über sie verhängt wurde. Nicht wenige wurden als Diebe gehängt, andere als Zauberer oder Hexen verbrannt. Bisweilen stellte man förmliche Hexjagden gegen sie an. Noch im Jahre 1725 befahl der König Friedrich Wilhelm von Preußen, „die Zigeuner, welche sich in dem königlich preussischen Staatsgebiete betreten lassen und über achtzehn Jahre alt sind, ohne Unterschied des Geschlechts, mit dem Galgen zu bestrafen.“ Aber das seltsame Volk lebte unausrottbar fort trotz Galgen und Scheiterhaufen, und noch in später Zeit prunkte in duldsameren Gegenden an seiner Spitze bisweilen ein „Herzog von Aegypten“ oder ein „König von Galiläa“ oder gar ein „Kaiser von Tunis“, der den Thron bestiegen, nachdem sein Vorgänger von der gestrengen Obrigkeit des Nachbarländchens gerädert oder geviertheilt worden war. Fast scheint es, als ob die Zigeuner unter solcher Verfolgung besser gediehen wären, als in den späteren menschlich denkenden Zeiten. In Frankreich war ihnen bis 1789 der Lieutenant criminel beinahe ohne Unterlaß auf den Fersen. Seit der Revolution ließ man sie unbehelligt und gewährte ihnen sogar stillschweigend alle Rechte der übrigen Staatsangehörigen. Die Folge aber ist, daß ihre Zahl mit jedem Jahre abnimmt, und daß sie den Namen „Bohémiens“ an eine andere Gesellschaftsclasse abgetreten haben, die mit ihnen nur die Unarten, nicht das Blut gemein hat. Ebenso wird in Italien seit einem Menschenalter eine starke Abnahme ihrer Zahl wahrgenommen. In Spanien wurden sie von der heiligen Inquisition ungefähr ebenso eifrig und gewissenhaft aufgespürt und zur Verzierung kirchlicher Ehrentage mit Scheiterhaufen und ähnlichem Schmutz verwendet wie die Mauren

und Juden, und doch blieb das Land ihnen werth bis auf unsere Tage, wo sie hier gleichfalls sich vermindert haben. In England, wo im siebzehnten Jahrhundert viele Tausende von Zigeunern herumsehweiften, obwohl sie dort nicht weniger verfolgt wurden als auf dem Festlande, sind sie gegenwärtig viel seltener anzutreffen als bei uns. Sie vertragen, wie bemerkt, keine gute Behandlung, und ihr Haupterwerbszweig in der Vergangenheit ist ihnen durch die modischen Geisterklopfer und durch die bureaumäßig eingerichteten Wahrsagereien mitten in London arg geschmälert worden. Uebrigens sind sie hier ganz harmlose Leute, die sich meist als Kesselflicker, Scheerenschleifer oder Besenbinder nähren und nur bisweilen mit den Gerichten zu thun bekommen, weil die Neigung zum Pferdediebstahl in einigen Familien erblich ist. Das Volk ist ihnen im Allgemeinen nicht gram, und selbst in kleinen Orten verschmähen die Honoratioren nicht, sich zu den gelegentlich veranstalteten Zigeunerbällen einladen zu lassen. Die Reste der englischen Zigeuner scheinen jetzt keine geschlossene Familie mehr zu bilden, wie zu der Zeit, wo sie zu Kelso in der südschottischen Grafschaft Berwick ihre Königin hatten. Doch halten die dortigen Angehörigen des Volkes zusammen und bewohnen noch wie zu Jacob's des Ersten Tagen einen eigenen Stadttheil. Die Fürstengruppe der englischen Zigeuner zerfällt in die Zweige der Lee, der Morris und der Pinfold, indeß scheint es mit dem Erbrecht und der Appanage in derselben nicht glänzend bestellt zu sein, da erst vor Kurzem eine „Zigeuner-Königin“ im Arbeitshause untergebracht werden mußte. — Auf Ungarn scheint unsere halb scherzhaftige Vermuthung, daß die Zigeuner zu ihrem Gebeihen Verfolgung bedürfen, nicht zu passen: sie haben hier seit Jahrzehnten alle Freiheit genossen und sind weder an Zahl zurückgegangen noch haben die charakteristischen Züge ihres Volksthum sich verwischt. Dagegen bestätigen wieder die Donaufürstenthümer unsere Regel. Die Zigeuner sind hier am zahlreichsten angesiedelt, und doch erlitten sie bis auf die neueste Zeit gerade hier die härteste Behandlung. Noch in den vierziger Jahren konnte in der Hauptstadt der Walachei folgende Verkaufsanzeige erscheinen: „Bei den Söhnen und Erben des verstorbenen Sinder Nikolaus Nika in Bukarest sind 200 Zigeunerfamilien zu verkaufen, unter denen die Männer meist Schlosser, Goldschmiede, Schuhmacher, Musikanten und Ackerleute sind. Weniger als fünf Familien auf einmal werden nicht abgegeben, dagegen ist der Preis für jede Person um einen Ducaten niedriger als gewöhnlich angesetzt und in Betreff der Zahlung wird jede mögliche Erleichterung gewährt werden.“

Die äußere Erscheinung der Zigeuner ist bekannt. Sie sind durchschnittlich von Mittelgröße, schlank und kräftig gebaut, von schwarzen Haaren und Augen und braungelber, bisweilen schwarzbrauner Gesichtsfarbe ohne Wangen-

röthe. Die Männer sind meist schöner oder, wenn man will, weniger häßlich als die Frauen, die überdieß sehr rasch verblühen. Doch kommen unter letzteren auch Schönheiten vor, wie denn die Fürstin Gagarin und die Gräfin Tolstoi, wenigstens durch ihre Mutter, vielleicht durch beide Eltern, diesem Wandervolke angehören und ihre Erhebung zu so hohem Range sicher nur körperlichen Vorzügen verdanken. „Welches Land sie auch bewohnen“, sagt Gerando von den Zigeunern, „unter welchem Volke sie auch ihr Lager aufschlagen, überall zeigen sie dieselben Gewohnheiten, dieselben Laster. Ueber das ganze Festland ausgebreitet und unter verschiedenen Völkern lebend, hat dieser zerstreute Menschenstamm einen eigenthümlichen Character bewahrt, der sich nirgends verleugnet. Er bleibt der Bewegung, welche die Menschen um ihn fortreibt, stets fremd, und zwischen den Zigeunern in Ungarn und denen in den französischen Pyrenäen-Departements läßt sich kein Unterschied entdecken.“

Der Zigeuner selbst bezeichnet sich überall mit den Worten „Nom“ oder „Nomimansch“ (Zigeunermensch) oder „Galo“ (der Schwarze) oder „Dadeskero Tschawo“ (des Vaters Sohn). Ueberall hält er an seiner alten Sitte und Sprache fest. Sehr selten geschieht es, daß er außer seinem Stamme heirathet. Ohne seine Muttersprache je aufzugeben, eignet er sich sehr leicht andere Sprachen an, und so kommt es, daß viele Zigeuner neben jener noch deutsch und polnisch, russisch und französisch, italienisch und spanisch verstehen und sprechen. Besitzen sie bei ihrem Nomadenleben nur sehr selten einige Schulbildung, so fehlt es ihnen bei ihrer scharfen Beobachtungsgabe und ihrem halben Verstande doch keineswegs an Kenntnissen, wie sie das Leben unter allerlei Menschen und Verhältnissen darbietet. Von Hause aus furchtsam und feig\*), ist der Zigeuner zum eigentlichen Kriegsdienst wenig brauchbar. Dagegen leistet er als Spion gute Dienste, vorausgesetzt, daß er sich nicht etwa beiden Theilen verkauft hat. Hervorstechende Eigenschaften desselben sind ferner Dreistigkeit und Frechheit gegen solche, denen er damit imponiren zu können glaubt, und Geschmeidigkeit und Unterwürfigkeit gegenüber denen, die ihm als Mächtige erscheinen. Immer dankt er solchen, wenn sie ihm eine Rücksicht oder Wohlthat erwiesen haben, mit Kniebeugung und Handkuß. Seine Begehrlichkeit artet Schwachen gegenüber in den meisten Fällen in Unverschämtheit aus. Seine Kinder liebt er so zärtlich, daß er sie trotz seines cholertischen Temperaments für ihre Unarten fast niemals züchtigt. Die Ehrliche des civilisirten Menschen ist ihm eben so

\*) Wir folgen hier und im größeren Theile des Nachstehenden dem aus eigener Erfahrung geschöpften Buche Viebich's „Die Zigeuner in ihrem Wesen und ihrer Sprache“ (Leipzig, Brockhaus, 1863).

fremd, wie dessen Trieb zur Arbeit. Am liebsten lebt er träge in den Tag hinein, und ein Gewerbe, welches viel Muskelanstrengung oder viel Sitzfleisch erfordert, ist niemals sein Geschmack. Auf das Lügen und Täuschen versteht er sich aus dem Grunde. Leichtsinzig läßt er jeden Tag für das Seine sorgen und für die fernere Zukunft den Zufall walten, eine Leichtlebigkeit, die vermuthlich neben seiner Furcht vor dem Tode Ursache gewesen ist, wenn man fast nie von Selbstmorden unter den Zigeunern gehört hat. — Ein übler Charakterzug wieder ist von ihm seine Unbarmherzigkeit gegen Thiere. Seine Pferde strengt er bei kargem Futter über Maß und Gebühr an. Mitleidslos hält er den gefangenen Igel, während derselbe noch lebt, an sein Lagerfeuer, um ihm die Stacheln abzusengen. Außerst unreinlich und liederlich, liebt er doch Puß und Prunk. Die Weiber kleiden sich, soweit möglich, in schreiende Farben und stecken sich, wenn nicht goldene, Ringe von Silber oder Messing an die Finger. Der Mann trägt, wenn er's haben kann, eine Schnurenpikefche, einen Jägerhut mit Federn und hohe Stiefel, welche die Beinkleider bis an die Knie aufnehmen. Gern sieht er's, wenn der Rock einen grünen Kragen und eben solche Aufschläge hat. Denn Grün bedeutet, daß er nach Zigeunerbegriffen ein unbescholtener Mann ist. Wer vom Hauptmann für ehelos erklärt ist, darf nichts Grünes an sich tragen. Recht komisch sieht es aus, wenn man Zigeunern begegnet, an deren Fingern dicke Siegelringe blitzen, während ihnen das schmutzige Hemd aus den Ellbogen der Jacke hängt, und an deren zerrissenem Schuhwerk mächtige silberne Pfundsporen klirren. Unter dem Geschirr eines nicht allzuarmen Zigeunerhaushalts befindet sich stets ein silberner Becher, der ihnen niemals feil ist. Wohlhabende Familien, deren es unter den Zigeunern mehr giebt, als man nach ihrem bettelhaften Auftreten vermuthen sollte, führen einen förmlichen Schatz von Pretiosen Ketten, Ringen, Dosen, Uhren von Gold und massiv silbernes Tischgeräthe mit sich herum.

Zur Nahrung dient dem Zigeuner jede Speise, die der Landmann zu genießen pflegt. Doch zieht er Fleisch, besonders recht fettes, der Pflanzenkost vor. Nur kommt ihm nicht häufig diese Lieblingsspeise vor den Mund, wie schon seine Bezeichnung des Sonntags andeutet, der bei ihm „Masello Dimes“, d. i. Fleischtag, heißt. Igel, Eichhörnchen, Frösche, desgleichen junge Gänse und Enten, die er den Bauern mit Angelruthen wegzufangen versteht, sind ihm Leckerbissen. Fleisch von gefallenem Vieh, selbst Was verzehrt er ohne Skel. Dagegen ist er nicht dahin zu bringen, Pferdefleisch zu genießen. Wenn der Igel durch Absengen von seinen Stacheln befreit, gebrüht, ausgeschlachtet und reichlich mit Zwiebeln und Knoblauch gespießt ist, wird er am Spieß gebraten oder in Essig gedämpft und dann ohne anderes Gewürz, selbst ohne Salz, begierig verschlungen. Aehnlich verfährt man mit dem Eichhörnchen. Der

ausgeweidete Fuchs dagegen muß einige Tage in fließendem Wasser liegen und wird dann in einem tüchtig ausgeheizten Erdloche, mit Laub und Sand und darüber mit glühender Asche bedeckt, gebacken. Zu seinem Salat verwendet der Zigeuner gern eine Pflanze, die das Volk Zigeunersalat benennt, ferner die Melde und die Blätter des Löwenzahns.

Geistige Getränke nimmt der Zigeuner, wenn er sie haben kann, in Massen zu sich. Selbst Kinder bekommen schon in zartem Alter Branntwein zu trinken, der neben der Zwiebel und dem Safran als Universalheilmittel gilt. Liebich erzählt\*): „Mir ist ein etwa 25 Jahre zählendes Zigeunerweib vorgekommen, welches ein ganzes Quart Branntwein auf Einem Sitze, ich könnte fast sagen, in Einem Zuge, ohne betrunken zu werden, bis auf den letzten Tropfen zu leeren vermochte, und von welchem dessen mit gleich erstaunenswerther Gabe ausgerüsteter Chemann versicherte, daß es noch mehr zu bezwingen im Stande sei.“ „Wein zieht er dem Branntwein vor, Bier aber setzt er ihm nach. Ein gleich großes Bedürfnis ist ihm der Tabak, den er raucht, schnupft, kaut, ja sogar mit Lust und Begierde verschlingt. Ich selbst habe gesehen, daß eine Zigeunerin den ganzen Inhalt einer ziemlich großen Tabaksdose mit Vergnügen auffraß. Die Ziegen machen es ebenso.“ „Als Delikatesse gilt, wenigstens bei den ungarischen Zigeunern, wie mir aus glaubhaftem Munde versichert worden ist, ein aus Tabakasche und Tabaksaft zusammengerührter Brei, Modscha genannt.“

Sehr selten wird der Zigeuner von Krankheiten heimgesucht. Die Gicht kennt er gar nicht. Dagegen ist er dem Scharlachfieber, das er Solo Schil, d. i. die rothe Kälte nennt, den Masern, der Bräune, den Blattern und der Syphilis ausgesetzt. Wunden heilen bei ihm überraschend schnell, auch die genannten Krankheiten überwindet er leicht, und trifft ihn nicht ein Unfall, ein Sturz vom Pferde oder vom Seile, so stirbt er regelmäßig den natürlichen Tod an Altersschwäche.

An Aberglauben leidet der Zigeuner nicht oder nur insofern, als er etwas auf Vorbedeutungen und Angänge giebt. Seine Sprache hat kein Wort für Gespenst. Dagegen benutzt er den Aberglauben Anderer, um ihnen Geld oder Geldeswerth zu entlocken, indem namentlich die Weiber als Wahrsagerinnen unter den Bauern der von ihnen durchzogenen Dörfer auftreten, ihnen ihre Träume deuten und ihnen sich zur Hebung von Schätzen anbieten. Auch mit Besprechen von Krankheiten der Menschen und des Viehes, sowie mit dem Verkauf von Amuletten geben sie sich ab.

Von Religion ist bei dem Zigeuner kaum die Rede. Er glaubt zwar an ein göttliches Wesen, aber seine Vorstellungen von demselben sind sehr ver-

\*) U. a. D. S. 87.

worren und zum Theil komisch. Er nennt es „Bara Dewel“, d. i. der große Gott. Von ihm kommt „das göttliche Feuer“, der Blitz und „der göttliche Zorn“, der Donner. „Der große Gott giebt Schnee und Regen, und seine Lichter (die Sterne) brennen am Himmel.“ Stirbt dem Zigeuner ein Kind, so hat es der große Gott „getroffen“ und wird dafür unter den gräulichsten Lästerungen verwünscht, was heiläufig auch bei andern Unglücksfällen geschieht. Daß der Zigeuner an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, scheint zweifelhaft, obwohl die große Verehrung und Pietät, die er den Verstorbenen widmet, die Frage bejahen lassen könnte. Sein höchster Schwur ist: „Ap i Mulenda!“ d. i. bei den Todten, und nie geht er am Grabe eines Stammgenossen vorüber, ohne ein paar Tropfen Wein, Bier oder Brantwein als Libation darauf auszugießen. Gewiß ist, daß sie weit davon entfernt sind, auf ein besseres Leben im christlichen Sinne zu hoffen. Aber wie sie sich die Unsterblichkeit vorstellen, ist nicht zu sagen. Vielleicht ähnlich wie die Indianer, die im Jenseits Heerden fetter Büffel zu jagen erwarten. Wenigstens ließe sich etwas der Art nach der Erzählung der alten Frau bei Liebich schließen, die oder deren Vorfahr im Traume gestorben zu sein glaubte und sich nun in einem großen, schönen Garten befand, der von zahlreichen fetten Igeln schwärmte.

Giebt der wandernde Zigeuner sich unter Christen immer für einen Katholiken, (zigeunerisch, „Truschullengero“, d. i. Kreuzmacher) aus — Protestant (zigeunerisch „Pessoschereskero“, d. i. Dickkopf) will er niemals sein, — so giebt er doch nicht das Geringste auf den Glaubensinhalt der Kirchenlehre und macht höchstens die äußeren Gebräuche mit. Er weiß etwas vom Fegfeuer, welches er „Deweleskeri Jack“, das göttliche Feuer nennt, aber an den Begriff der Seelenläuterung denkt er dabei nicht. Er bekreuzigt sich und beugt das Knie vor Heiligenbildern, wohnt der Messe bei und hört scheinbar andächtig die Predigt an, von der er nichts versteht. Bisweilen geht er auch zum Abendmahl, oder „ißt“, wie er sich ausdrückt, „das göttliche Blatt“, die Hostie, aber ohne die leiseste Ahnung von der Bedeutung des Sacraments. Seine Kinder läßt er regelmäßig taufen, jedoch nur um das übliche Pathengeschenk zu gewinnen, ja manche lassen die Ceremonie, um mehr damit zu verdienen, an drei oder vier Orten wiederholen, wobei es ihnen ganz gleich ist, ob der Pfarrer der katholischen oder der evangelischen Kirche angehört. Niemals werden die Taufzeugen aus der eigenen Nation genommen, stets müssen es Fremde sein. Confirmiren lassen die Zigeuner ihre Kinder nur da, wo sie schon seit Jahren festen Wohnsitz und Eigenthum erworben haben. Wenn sie nach der Eheschließung, die vor dem Hauptmann erfolgt, in der Regel noch die kirchliche Trauung nachsuchen, so hat dies einzig den Zweck, um der Frau einen Platz in der Reiselegitimation des Mannes zu ver-

schaffen. Welche Vorstellung sich der Zigeuner vom Gotte der Christen macht, wollen wir nach Liebich an zwei Beispielen zeigen. Er unterscheidet zwischen „Baro Puro Dewel“, d. i. dem großen, alten Gott, und „Dikno Tarno Dewel“, d. i. dem kleinen, jungen Gott. Jener ist nach seiner Meinung schon längst gestorben, und statt seiner wird die Welt jetzt von dem kleinen jungen Gott regiert. Dieser ist aber nicht etwa der Sohn seines Vorgängers auf dem Himmelsthron, sondern der eines armen Zimmermanns und hat das Weltregiment mit Gewalt an sich gebracht. Nach Andern indeß lebt der alte Gott noch, hat aber abgedankt und sich, weil er schwach und müde geworden, gleichsam aufs Altentheil zurückgezogen. Die Dreieinigkeit sodann ist für den Zigeunerverstand gar nicht vorhanden. Ein sonst recht kluger Zigeuner bezeichnete den Satz in unserem Glaubensbekenntniß: „Der empfangen ist vom heiligen Geiste“ als nicht übersehbar in seine Sprache und deshalb als unverständlich für ihn.

Dürftig ist die Poesie der Zigeuner. Ihre Lieder, die von Mund zu Mund gehen, sind fast ausnahmslos kindischen und armseligen Inhalts und selbstverständlich sehr mangelhaft in der Form. Wer etwas davon kennen zu lernen wünscht, dem empfehlen wir die Proben, welche Liebich gesammelt hat. Es ist aber nichts von Werth darunter.

Die Erwerbsszweige der Zigeuner sind wechselnder und vielgestaltiger Art. Mit besonderer Vorliebe werden sie Musikanten, Metallarbeiter und Seiltänzer. Ihr Talent zur Musik ist unzweifelhaft. In kurzer Zeit lernen sie, lediglich durch Nachahmen und Nachhören Trompete und Horn, Flöte und Clarinette zu blasen, namentlich aber die Violine zu spielen und zwar mit Meisterschaft. Selbst der einfachen Maultrommel wissen sie wunderbare Laute zu entlocken. Die ihnen eigenthümlichen Weisen sind reich an Melodie, feurig, wild und stürmisch und dabei wieder zart, weich und wehmüthig, frei von aller Künstelei und voll von Contrasten, die sie auf eine selbst den feingebildeten Musiker überraschende Weise zu lösen verstehen. Als Schmiede und Schlosser zeigen sie ungemeine Geschicklichkeit, desgleichen in der Verfertigung von Drahtgeflechten, Sieben, Mäusefallen, Vogelkäfigen und Ketten. Allerliebste sind ihre Schnitzereien aus Maßholder und Nußbaum, ihre Stöcke aus Eichenholz oder Weißdorn, ihre Löffel, Schüsseln und Becher aus Ahorn und Linde. Die Gelenkigkeit und Schmiegsamkeit seiner Glieder macht ihn besonders geeignet zur Erlernung und Ausübung aller gymnastischen Künste, und so gehören nicht wenige der Seiltänzer und Taschenspieler zweiten und dritten Ranges, die sich auf unsern Jahrmärkten und Vogelschießen produciren, dem Volke der Zigeuner an. Nicht selten endlich reisen Zigeuner auch als Kammerjäger von Ort zu Ort. — Neben diesen mehr oder minder ehrenwerthen Gewerben betreiben fast alle Zigeuner noch allerlei andere, die mehr oder minder auf Täu-

schung und Betrug hinauskommen. Der noch weit verbreitete Aberglaube und die Leichtgläubigkeit des Landvolks unterstützt sie dabei in einem Grade, den Mancher nicht für möglich halten wird. Fast überall herrscht unter den Bauern noch die Meinung, daß man Häuser durch Zaubersprüche gegen Brand sichere, und daß man bereits ausgebrochene Feuerbrünste durch solche geheimnißvolle Formeln beschwören könne, und dieser Glaube wird von den Zigeunern bestens benutzt. Bekannt ist ferner, daß ihre Weiber überall auf ihren Durchzügen das Wahrsagerhandwerk betreiben. Gewöhnlich lesen sie dann den Leuten ihre Zukunft aus den Linien der Hand, seltener aus der Karte, bisweilen auch aus dem in der Tasse zurückgebliebenen Kaffeesatz. Desgleichen treiben sie Traumdeuterei. Endlich suchen sie auch durch die Behauptung, Mittel gegen allerlei Krankheiten zu besitzen, Geld zu verdienen, wie das von fahrenden Leuten zu allen Zeiten geschehen ist. Sie wollen durch Amulette jede Krankheit fernhalten und durch Besprechung, „Verthun“ oder „Versöhnen“, wie der Volksausdruck für solche Manipulationen lautet, Fieber, Kopfschmerz, Gliederreißen u. dgl. bannen können. Vorzüglich aber bieten sie sich den Bauern als Viehärzte an. Sie mögen in dieser Hinsicht einige altbewährte Mittel durch Ueberlieferung kennen. Aber in der Regel ist ihr Treiben dabei Schwindel, und nicht selten wird den betreffenden Thieren die Krankheitsursache erst heimlich von ihnen beigebracht, um bei der angeblichen Heilung ebenso heimlich entfernt zu werden. Wenn sie z. B. dem Rindvieh das Maul mit Fett bestreichen, so wird es nicht fressen, und wenn sie dann, als Heilkünstler angenommen, unter allerhand Hokusfokus das Fett entfernen, so wird die Freßlust sich sofort und in einem um so höheren Grade wieder einstellen, je länger das Thier, von Ekel abgehalten, der Krippe oder Weide entsagt hat.

Im Allgemeinen gilt der Satz, daß der Zigeuner nur solche Gewerbe betreibt, welche sich mit seinem Wandertriebe vertragen und keine große und dauernde Körperanstrengung erfordern. Geige, Horn und Flöte kann er überall mit sich führen, eine kleine Schmiede läßt sich an jedem Zaun oder Baum improvisiren, und das Handwerkszeug des Seiltänzers liefert ihm, soweit er's nicht in seinem Wagen hat, bereitwilligst das Städtchen oder Dorf, in dem er seine Kunst zu produciren vorhat.

## Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht

von

Max Jähns.

XIV.

Vengeance! und Déchéance! Das waren die Rufe, unter denen sich der Sturz des Kaiserthums und die Aufrichtung des Gouvernement de la Défense nationale vollzogen. —  
Grenzboten IV. 1872.